









# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 276.

Elbing, den 24. November.

1892.

## Aus zwei Kreisen.

Preisgekrönter Roman (Warsch. Courier)

von

Anatol Przyżanowski.

Autorisirte Uebersetzung

von

Dr. Heinrich Ruhe.

19)

Nachdruck verboten.

Diese offenen Worte und ihr heller, treuer Blick, der bis auf den Grund ihrer Seele schauen ließ, beruhigte Frau Dpolka. Sie leufzte leicht auf, zog ihr einziges Töchterchen an ihre Brust, und während sie ihr die Wange küßte, sprach sie:

„Ich werde den Grafen schon in seine Schranken zurückweisen, denn ich kann es nimmermehr dulden, daß er uns unsere besten Freunde verscheucht. Entweder mag er uns mit seiner Gegenwart verschonen, oder aber unsere Freunde achten und schätzen lernen!“

Unterdessen sprang Jerzy in seinen Wahn, ergriff die Ruder und begann tüchtig auszulangen, um nach Kalina zurückzukehren. Er mußte sich jetzt tüchtig Bewegung verschaffen, um seine Aufregung und seine Unruhe zu bemestern. Erst als er vom schnellen Rudern ganz erschöpft war, kam ihm die kalte Uebersetzung wieder. Was fehlte ihm? Weshalb fühlte er sich seit einiger Zeit so unzufrieden, so unglücklich? Es hatte sich doch rings um ihn her nichts verändert. Nein, die Welt war dieselbe geblieben, schön und zauberhaft, wie immer, und dennoch stöhnte er laut auf. Die Jugend versagte ihm weder Kraft noch Gesundheit, immer näher kam er dem Ziele, welches er sich gesteckt, und plötzlich erschien ihm das Leben so öde, so leer und so traurig. Wer oder was war daran schuld? Vielleicht die Rückkehr des Grafen Morski. Jerzy erbebte. Ja, das war es, er vermochte es nicht zu leugnen, das war die Quelle seines ganzen Seelenschmerzes. Und mit einem Gleichmüthe, als sollte er einen Schmetterling an eine Stecknadel spielen, verlichte er die Wunde seines Herzens auszubrennen. Er war ja kein Kind mehr, weshalb sollte er also mit dem Feuer spielen und sich selbst betrügen? Warum rief die Rückkehr des

Grafen Morski solch einen Aufruhr in ihm wach? Etwa deshalb, weil sie bei ihrem ersten Zusammentreffen im Hause der Frau Dpolka, wo jener doch in seiner Eigenschaft als nächster Blutsverwandter und Vormund zu sein berechtigt war, sich feindselig gegenüber gestanden hatten? Er schüttelte den Kopf. Nein, das war es nicht! Was kümmerte ihn der Hochmuth des dummen Grafen? Derartige Menschen konnten ihn ja nicht beleidigen. Aber weshalb mied er denn seit einiger Zeit Dpol? Das Herz des jungen Mannes erzitterte unter dem eigenen Skalpirmesser. Er konnte es nicht leugnen, hier war der Grund für die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war. Und dennoch hatte man ihn erst heute wiederum aufgefodert, recht oft nach Dpol zu kommen; von Neuem hatte man ihm erklärt, man rechne ihn zur Familie und betrachte ihn als ein Kind des Hauses; er hätte demnach alle Veranlassung gehabt, ganz zufrieden und vergnügt zu sein. Allein da war es ihm, als vernähme er die Worte seines Vaters: „Jerzy, vergiß nicht, daß Du ein Kind des Volkes, der Sohn eines Bauern bist! Hingeben kannst Du für sie alles, was Du besitzt, sogar Dein Leben, doch fordern darfst Du nichts. Das ist unser Glaubensbekenntniß, das ist unser Ehrenpunkt.“ Der Kopf des jungen Mannes sank auf seine Brust herab, und ein tiefer Seufzer drang über seine Lippen.

Du darfst nichts fordern! Konnte er, eingedenk dieser Worte, noch das Herrenhaus von Dpol betreten? Der Wahn war inzwischen in die nämliche Bucht eingelaufen, in welcher er vor wenigen Stunden mit Terentia geweltet hatte, und es schien Jerzy, als sehe er wieder ihre weiße Gestalt vor sich, wie sie träumerisch den Himmel schaute, und wie ihre Stimme firenenhaft flüsterte: „Vielleicht haben Sie nicht den Muth, in das Reich der Träume einzudringen?“ Die Brust des jungen Witwicz hob sich schwer, und er stöhnte laut auf; hierauf bedeckte er seine Augen mit der Hand. Er wollte ja schon lange, lange im Reiche der Träume. Die armuthige, weiße Gestalt entschwand seinen Gedanken nicht eine Minute, weder bei Tage noch während der Nacht, und wuchs mit seinem Herzen vollständig zusammen. Erst als Graf Morski heimkehrte, wurde er unsanft aus seinen Träumen aufgerüttelt, und er mußte jetzt seine ganze Manneskraft aufbieten, um klar denken, klar erwägen zu können.

Liebt er sie? Liebt er sie, ohne daß er es sich eingestehen möchte? Und war diese Liebe bislang für ihn ein versiegeltes, verschlossenes Buch gewesen? Und konnte er, der Sohn des Bauern, der nur das Recht hatte, sich zu opfern, wirklich die Hand nach einem solchen Schätze ausstrecken? Wo blieb da seine Ehre, sein Stolz? Ha, wie würde Graf Morzki triumphiren, mit welcher Schadenfreude seine heiligsten Gefühle mit Füßen treten und ihn, den Verblendeten, den Klugprahler voll Verachtung von sich stoßen! Wer weiß, vielleicht erwachte auch in Frau Dolska der Abelsstolz, und entrüstet wies sie ihm die Thür! Und sie, die schöne, bleiche Mädchengestalt, die es ihm angethan hatte mit ihren schwarzen Augen? Was konnte er ihr denn zum Opfer bringen? Etwa Reichthum, wie Kruzenberg, oder Titel und Rang, wie Morzki? Nein, nichts, gar nichts, als . . . Armuth und Niedrigkeit! Terzy lachte bitter auf. Es war dieses der schmerzlichste Augenblick seines Lebens, der Kampf mit seinem eigenen Herzen, allein er wollte, er mußte aus diesem Kampfe als Sieger hervorgehen. Eine Stunde später erweckte ihn das Säuseln der Bäume aus seinem Nachsinnen und Grübeln, rasch erhob er seinen Kopf und auf seinem Antlitze lag ein Ausdruck edler Entsagung, die demselben einen Schimmer von Verklärung verlieh.

„Ich liebe sie,“ flüsterte er, „das ist möglich, ich liebe sie, wie ich Rosa liebe, und sollte ich sie mehr lieben, als meine Schwester, so geschieht dies nur deshalb, weil wir uns häufiger sehen. Aber wenn ich sie auch mit der ganzen Gluth meines Herzens lieben sollte . . . ich schwöre es feierlich, nie werde ich ein Sterbenswörtchen von dieser meiner Liebe mit ihr sprechen! Ich will nicht, daß es den Anschein gewinne, als wollte ich mir den Dank einheimen, welchen mein Vater sich in ihrem Hause verdiente, und daß sie möglicherweise aus Mitleid und Erbarmen sich mir zu eigen gäbe. Nein, nur nichts fordern, das gebietet mir nicht nur die Ehre, sondern auch das Gewissen! Ich schwöre, daß ich niemals etwas von ihr begehren, niemals ihr in den Weg mich stellen werde, der zu ihrem Glücke führt. Ich will ihr nichts sein, als ein Bruder voll treuer Anhänglichkeit.“

Sein schönes Antlitz strahlte wie verklärt, seine Hand ergriff von neuem das Ruder, und mit frischen Kräften steuerte er in seinem Kahne Kalina zu.

#### X.

In dem Schlosse zu Drlow herrschte ein ungewöhnliches Leben. Sämmtliche Fenster waren weit geöffnet, und geschäftig eilte die Dienerschaft hin und her, um alles zu säubern und die Möbel zu klopfen; die Tapezire brachten neue Vorhänge an, und der Gärtner hatte alle Befehle zur Hand, um aus der Drangerie die schönsten Pflanzen und Blumen zur Dekoration in den Ahnensaal, in die Salons und in die verschiedenen Gemächer zu schaffen.

Das sonst so stille Drlow sollte sich in seinem ganzen Glanze zeigen.

Graf Morzki gab ein großes Fest. In erster Linie wollte er dadurch den Baron von Kruzenberg blenden und fesseln. Sein Aufenthalt in Wien war sehr kostspielig gewesen und hatte ihn bis über die Ohren in Schulden gestürzt, so daß seine Lage anfang kritisch zu werden. Wohl besaß er in Polen und in Galizien große Güter, aber dieselben dursteten als Majoratsgüter weder veräußert noch belastet werden, mit Ausnahme von Drlow, welches sehr schön im Stande und sehr einträglich war. In dieser Zeit stellte ihm Kruzenberg, den er in der österreichischen Hauptstadt auf dem Kennplatze und in den Salons kennen gelernt hatte, gelegentlich mit, daß er ein größeres Gut zu kaufen beabsichtige. Schnell blühte in Eustache ein Gedanke auf; der bekannte Krösus war ja in der Lage, die ganze Kaufsumme auf einmal zu bezahlen. Aus diesem Grunde lud er den Baron ein, zu den bevorstehenden Jagden nach Drlow zu kommen und dort einige Wochen zu verleben. Der Bankier folgte der Einladung, er kam, amüsirte sich, spielte und gewann, oder er verspielte auch große Summen mit der Miene eines Nabob, dem Geldverluste den Humor nicht verderben können, aber mit keiner Silbe hatte er bisher erwähnt, daß er sich entschlossen habe, das Gut Drlow zu kaufen.

Sodann trachtete der Graf darnach, die Gunst seiner Nichte und seines Mündels zu gewinnen. Terenia Dolska hatte sich zu dem schönsten Stern der ganzen Umgegend entwickelt. Allein statt seine alte Schuld, seine langjährige Pflichtveräußerung wieder gut zu machen, beleidigte er das Fräulein sofort beim ersten Wiedersehen auf das Empfindlichste, und der Bluth dieser bösen That folgte ihm überall hin. Er, der verwöhnte Don Juan, mußte wiederholt eine kühle Abweisung erfahren, und so sehr auch seine grün schillernden Augen Zorn sprühten, und seine Zähne den rothen Bart zernagten, es half alles nichts, das kleine Händchen streckte sich ihm nicht freundschaftlich entgegen, und die schwarzen Augen schienen ihn trotz all seiner Liebenswürdigkeit und Galanterie nicht zu sehen. Der Graf schäumte vor Wuth und suchte sich für die Geringschätzung, mit welcher ihn die schöne Eisfee behandelte, an Terzy zu rächen. Allein alle die kleinen Bosheiten, alle die Beleidigungen, welche er diesem „Barvenu“, diesem „Bauern“, wie er ihn boshaft nannte, ins Gesicht schleuderte, führten ihn nur immer weiter von seinem Ziele ab; denn kaum hatte er die ersten Worte gesprochen, so sprühten die dunklen Augen Terenia's ein zorniges Feuer, vor welchem er sich scheu zurückzog. War das Troß, oder war das Liebe? Auf jeden Fall mußte er dieses ergründen. Nicht eine Sekunde zweifelte er daran, daß all der Glanz und all die Pracht, welche sich auf dem Ballfeste in Drlow entsalten

sollten, das bescheiden und einfach erzogene junge Mädchen blenden und ihm die Augen öffnen würden, damit es endlich einmal einsehe, welche Ansprüche zu machen es berechtigt sei.

Als Frau Opolska seine Bitte, auf einem Ballfeste die Rolle einer Repräsentantin zu spielen, rundweg abschlug, beschloß er, eine Wohlthätigkeitslotree zu veranstalten, deren Ertrag den Abgebrannten des Nachbarstädtchens zugute kommen sollte. Weit und breit lud er die Gäste dazu ein, und alle nahmen die Einladung mit tausend Freuden an; mancher Gutsbesitzer dachte wohl daran, daß sich ihm jetzt die schönste Gelegenheit biete, seine Töchter an den Mann zu bringen.

Maurice Rorbynt erwies sich in diesem Falle als von unschätzbarem Werthe. Festprogramm, Tanzkarte, Ueberrassungen zum Kostillon, Menu, Feuerwerk, alles wurde von ihm arrangirt. Einmal in Thätigkeit gerathen, arbeitete er mit Liebe, mit einem Fleiße und mit einer Ausdauer, als gälte es, das große Loos zu gewinnen. Seine schlanke, elegante Gestalt huschte hin und her, doch als der Tag des Ballfestes herannahte, konnte Rorbynt voll Stolz sagen: „Ich habe meine jungen Jahre nicht umsonst vergeudet. Schaffet mir nur Geld, viel Geld, und gestattet mir, mit vollen Händen das Geld auszugeben, und es soll ein Fest werden, auf welchem ein Jeder sich amüßet!“

In den taghell erleuchteten Sälen hatten sich bereits die Spitzen der Gesellschaft versammelt, doch die Augen des Grafen Eustache Worski hingen unverwandt an der Thür. Frau Opolska fehlte noch immer. Eine große Unruhe erfaßte ihn. Wenn seine Nichte, um deretwillen er hauptsächlich das Fest veranstaltet hatte, überhaupt nicht erschien? Nervös zerrte seine weiße Hand den rothen Backenbart, und ganz zerstreut begrüßte er jeden neuen Ankömmling.

Der Ballsaal bot einen entzückenden Anblick dar. Sammet und Seide, Federn und Diamanten schimmerten und flimmerten im blendenden Lichte der Kronleuchter, und die glänzenden Spiegel warfen dieses farbenreiche Bild zurück. Die Unterhaltung war im besten Gange, man scherzte und koste, über die Bismarck'sche Politik zu sprechen, hatte Niemand Lust, sondern die jungen Damen und Herren unterhielten sich über die Vergnügungen und Zerstreuungen in Biarritz und Trouville, und alles war voll Lust und Freude.

„Man könnte fast glauben, man befände sich in der Hauptstadt“, murmelte Baron von Krutzenberg vor sich hin, während er seinen Blick durch den Saal schweifen ließ. „Welch ein Reichthum, welch ein Glanz hat sich hier entfaltet!“ Und um seine Lippen irrte ein höhnißches, spöttisches Lächeln, als er fortfuhr: „Genau so, wie in einem Laden, dessen Inhaber den Konkurs anmelden will! Solche Firmen brauchen kein Blendwerk für die Augen.“

Neben ihm begrüßten sich jetzt zwei Damen in überaus freundschaftlicher Weise.

„Meine Theure, wie habe ich mich jetzt nach Dir gesehnt!“ rief die Eine. „Und wie schön Du bist, wie hübsch Dir das Kleid steht! Sehr geschmackvoll, nur schade, daß der Stoff so allgemeyn ist!“

„Dafür ist Deine Toilette auch ausgezeichnet, nur schade, daß Du darin so gewöhnlich aussiehst!“ lautete die honigsüße Antwort.

„Gerade so wie bei uns!“ lachte der Bankier.

In diesem Augenblicke wurden wieder neue Gäste angemeldet, und aller Augen wandten sich dem Eingange zu. Auf der Schwelle standen Frau Opolska und deren Tochter. Ueberfluthet von dem Lichte der Kronleuchter, schaute das junge Mädchen schöner denn je zuvor aus; die schwarzen Zöpfe umrahmten wie eine Krone die marmorglatte Stirn, und die zarten, schönen Arme waren entblößt, während eine glänzende Robe von weißem Atlas und Silbergaze ihren schlanken Leib umhüllte.

Ein Zweig von Wasserlilien im Haar und ein Bouquet von den nämlichen Blumen in der Hand bildeten ihren einzigen Schmuck. Worski, der bisher Terenia nur in ihrer Haus-toilette gesehen hatte, stand wie geblendet da, wie vor einer Wundererscheinung, die ihm wie von Künstlerhand geschaffen zu sein schien.

„Liebe Hedwig, ich danke Dir, daß Du gekommen bist,“ rief Graf Eustache voll Ostentation, indem er die Hand der Frau Opolska galant an seine Lippen zog. „Ich danke Dir, daß Du in das Haus zurückgekehrt bist, welches vormalig Deine Heimath gewesen, dessen Sonne Du warst, und dessen vormaligen Glanz Du heute erneuern willst.“

Hierauf wandte er sich mit einer auffallenden Handbewegung und einem vielsagenden Blicke an Terenia, machte vor ihr eine tiefe, demüthige Verbeugung und fuhr fort:

„Liebes Cousinchen, ich fürchtete bereits, Du würdest mir einen Schabernack spielen und gar nicht erscheinen, um mir die Freude zu verderben, Dich auf diesem Ballfeste, welches nur Deinetwegen veranstaltet ist, meinen Gästen vorzustellen, Dich, mein schönstes Mündel unter der Sonne.“

Fortsetzung folgt.

## Mannigfaltiges.

— **Einen sonderbaren Fall von Vergiftung** durch Chloroform theilt ein Arzt der „Gazette de Lausanne“ mit. Ein junger Mann empfand plötzlich in den Gliedern heftige Schmerzen und fortwährende Müdigkeit: er wankte wie ein Betrunkener. In der Nacht vom 3. auf den 4. November trat ein heftiger Erstickungsfall ein, der eine Viertelstunde dauerte. Dies Alles wurde den bei einem großen Brande durchgemachten Strapazen und dem Genuß von neuem Wein bei dem gleichen Anlaß zugeschrieben. Die Athmungsbeschwerden

dauerten aber fort und es traten noch Fieberanfalle hinzu, was das Hinzuziehen des Arztes zur Folge hatte. Dieser stellte sich die Frage, ob da nicht ein erregter Nervenzustand im Spiele stehe, als er zufällig dem Athem des Kranken begegnete. Er bemerkte einen wohlbekannten Geruch, den des Chloroforms. Beim Nachsehen entdeckte der Arzt, daß der starke Chloroformgeruch von einem künstlichen Gebiß, das sich in der Munde des Kranken befand, ausging. Der Apparat wurde entfernt, das Zimmer wurde gelüftet und der Kranke, dem kalte Kompressen auf die Herzgegend gelegt wurden, erholte sich sehr rasch. Das künstliche Gebiß war vier Tage vorher in den Mund des jungen Mannes gelegt; die Gutta-Percha hatte der Zahntechniker mit Chloroform behandelt, um sie geschmeidiger zu machen. Hätte man den Apparat austrocknen und die giftige Flüssigkeit sich verflüchtigen lassen, so wäre die Vergiftung nicht eingetreten.

— **Ein neuer Hauptparasit bei Süßwasserfischen.** Rothaugen und Weißfische, die in einem achtzig Liter Wasser fassenden Aquarium der Biologischen Station zu Blön gehalten wurden, zeigten eines Tages einen weißlichen Beschlag, der aus lauter dicht neben einander stehenden Pünktchen bestand. Diesen Thatbestand konnte man schon mit unbewaffnetem Auge konstatiren. Bei der mikroskopischen Untersuchung abgeschabter kleiner Hautstücken erwies sich nun aber jedes der vielen hundert Tüpfelchen, mit denen die meisten Fische befaßt waren, als eine winzige uhrglasförmige Hervorwölbung (Wucherung) der Epidermis, und jede diente einem Infusorium von ansehnlicher Größe (0,65—0,80 Millimeter) zum Aufenthalt. Dr. Otto Zacharias, von dem diese Thierchen vor kurzem entdeckt und näher untersucht worden sind, erkannte in ihnen eine neue Art der Gattung Ichthyophthirius (zu deutsch: Fisch-Verderber), deren Vertreter durch ihre ungeheure Vermehrungsfähigkeit selbst großen Fischbeständen gefährlich werden können. Ein einziger solcher Schmarozer, welcher die Gestalt eines Myrthenblattes besitzt, vermag binnen 12 Stunden eine Schaar von 100—150 Nachkömmlingen zu erzeugen. Mit dieser Reproduktionsfähigkeit steht der Ichthyophthirius selbst in der Infusorienwelt unübertroffen da, und er muß in Bezug auf Fortpflanzungsfähigkeit als ein zoologisches Unikum betrachtet werden. Nach Dr. Zacharias besteht die Schädigung, welche diese Infusorien den davon befallenen Fischen zufügen, in einer beständigen Reizung und dadurch bedingten Auflockerung der Oberhaut. Hierdurch fällt

letztere gelegentlich in großen Fetzen ab, und an den bloßgelegten Stellen siedeln sich dann Wasserpilze (Saprolegnien) an, welche allmählig den ganzen Fisch umwachsen und auf Kosten seiner Körperäfte leben. Das führt nach kurzer Zeit zum Tode der infizirten Thiere.

— **Wilde Erzeffe** spielen sich in Basel seit vierzehn Tagen fast jeden Abend in dem neueröffneten zweiten Lokal der Heilsarmee ab. Durch Beschluß der Regierung wurde der Heilsarmee vor 3 Jahren die Abhaltung von Gebetsversammlungen unter einschränkenden Bestimmungen zwar gestattet, aber bloß auf ein Lokal beschränkt. Dagegen protestirte die Heilsarmee beim Bundesrath, gestützt auf die Artikel 56 und 50 der Bundesverfassung, welche nicht allein das freie Vereinsrecht gestatten, sondern auch die freie Ausübung gottesdienstlicher Handlungen, sofern sie innerhalb der Schranken der Sittlichkeit und der öffentlichen Ordnung vor sich gehen, garantiren; allein bis heute blieb der Rekurs unbeantwortet. Die religiöse Sekte, deren Anhang hier fortgesetzt zunahm, glaubte hieraus wohl folgern zu können, daß keine Antwort auch eine Antwort sei, und miethete ein zweites Lokal an der Peripherie der Stadt, richtete es zu Kultuszwecken her und setzte die Eröffnung der Gebetsstube auf Sonntag den 30. Oktober fest. Erst nachdem einige Versammlungen stattgefunden hatten und die Nachbarschaft wegen angeblicher Störung der Abendruhe klagte, erhielt die Polizei von den Heilsarmee-Uebungen Kunde und verbot die Fortsetzung der Gebetsübungen in diesem zweiten öffentlichen Lokale. Die Leiter der Gottesdienste, anständige Frauen aus dem Hauptquartier in Zürich, setzten nach der „Frei. Ztg.“ dem Verbot Widerstand entgegen, wurden aber verhaftet, so daß jetzt 7 Personen in Folge dieses Delikts eingesperrt sind. Wohl durch diese kurze und einfache Prozedur aufgemuntert, griff auch der Pöbel ein, zertrümmerte die Fenster, drang in das verschlossene Lokal, warf die paar Möbel zum Fenster hinaus, zerschlug die Lampen und verfolgte die harmlosen Frauen auf offener Straße, ohne auf Gegengewehr zu stoßen. Im Quartier der Heilsarmee hielt die Polizei Hausjuchung. Vor dem Lokal kam es zu einer regelrechten Keilerei, Polizei und Radaubröder drangen auf die Frauen und Mädchen ein und trieben sie auseinander. Halbbetrunkene warfen einige zu Boden und machten Jagd auf die Fliehenden.

Verantwortlicher Redacteur: George Spitzer in Elbing.

Druck und Verlag von H. Gaarz in Elbing.